

## 16. Rundbrief

17.5.2003

Die Zeit hier in Itete geht dem Ende zu. Eigentlich wurde Mwakalo, der afrikanische Kollege, den ich hier vertrete, schon gestern erwartet. Aber ich verstehe, wenn er noch einen Tag dranhängt. Er hat ja nicht immer einen Ersatz, und in Afrika kann man sowieso nie sagen, wann man irgendwo ankommt. Die Zeit hat uns gut getan. Hanna genoss die absolute Ruhe hier. Auch ich hatte weniger zu tun als in Matema. Das Hospital ist zwar doppelt so groß, aber bei weitem nicht voll belegt. Es hatte vier Medical-Assistenten, davon sind noch zwei übrig geblieben, die anderen beiden sind in den Regierungsdienst übergewechselt. Dort sind die Gehälter bedeutend höher. Dann gibt es noch einen älteren Vollarzt, der aber sein Leben lang als „health officer“ gearbeitet und jetzt nach seiner Pensionierung die Stelle hier angetreten hat. Mit ihm ist nicht viel los, was Wunder. Man stelle sich einen deutschen Amtsarzt vor (ein health officer entspricht ihm so etwa), der in seinem Ruhestand in einem Akutkrankenhaus arbeiten soll. Er hätte auch so seine Schwierigkeiten. So lastete die Hauptarbeit auf dem tüchtigen Medical Assistenten, der in den letzten Tagen etwas Entlastung durch eine Dame mit der gleichen Ausbildung bekam, die vorher in Mutterschaftsurlaub war. Das Pflegepersonal ist sehr zahlreich und die Pflege erscheint mir hier besser als in Matema. Itete hat auch eine Schule für „nursing assistens“, die hier eine einjährige Ausbildung bekommen. Sie sind das Rückgrat auch in unserem Hospital in Matema. Dany, der verantwortlich für unseren OP ist, hat auch nur diese kurze Ausbildung, aber er könnte ohne weiteres operieren, wenn er nur dürfte.

Bei der Bevölkerung haben wir hier sehr viel Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit erfahren. Sie freuen sich offensichtlich, dass wir da sind. Gestern waren wir bei dem Ortspfarrer eingeladen. Wir kennen ihn schon von Matema her, wo er in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnte, bevor er nach Itete versetzt wurde. Seine Frau war als Schwester und Hebamme bei uns im Hospital angestellt, jetzt gerade noch im Mutterschaftsurlaub, das zwei Monate alte Baby gut ernährt und vergnügt. Sie sind als Doppelverdiener wirtschaftlich besser gestellt, aber das bedeutet in Afrika nicht, dass man in Urlaub fahren oder sich sonst einen Luxus leisten kann, sondern dass man die Möglichkeit und die Verpflichtung hat, möglichst viele der umfangreichen Großfamilie durchzufüttern und für ihr schulisches Fortkommen zu sorgen.

Das Radio, das natürlich unentwegt dudelte bis der Hausherr ihm Einhalt gebot, war auch das Einzige, was einen gewissen Wohlstand verriet. Im geräumigen und für afrikanische Verhältnisse gut möblierten Wohnzimmer hielten sich zwei Verwandte auf. Es ist beinahe die Regel, dass irgendjemand in die Familie aufgenommen wird, vielleicht weil der Schulweg von da aus bequemer ist, vielleicht auch nur, weil es hier etwas zu knabbern gibt. Es gab ein typisch afrikanisches Gericht, Reis und Bohnen. Natürlich erkundigte man sich nach der Familie. Der Pfarrer hat noch zehn jüngere Geschwister, alle sind am Leben, und alle besuchen eine höhere Schule, wenn sie nicht gerade noch zu jung dafür sind. Eine tüchtige gesunde Familie, der Vater ist Kaffeebauer. Wir erzählten, dass wir vier Kinder haben und dass dies in Deutschland schon recht viel ist und dass man dort im Durchschnitt anderthalb Kinder hat. Das löste eine gewisse Heiterkeit aus. Offensichtlich habe ich das Wort „Durchschnitt“ sprachlich nicht herüberbringen können und die „anderthalb Kinder“ hat er sich nicht so recht vorstellen können. Er erkundigte sich nach dem Leben in Deutschland

und berichtete von den Sorgen und Schwierigkeiten der Menschen hier. Da kam mir zum Bewusstsein, wie stark das Leben hier von Dingen bestimmt wird, die von den Leuten überhaupt nicht beeinflusst werden können.

Der kleine Kaffeebauer ist brutal von den Weltmarktpreisen seines Produkts abhängig. Der Pfarrer erzählte, dass man hier noch vor fünf Jahren für ein Kilo Rohkaffee immerhin umgerechnet 1,50 Euro bekam. Jetzt kriegen die Kaffeebauern gerade einmal 30 Cent dafür. Man überlege sich, was dies für die Menschen bedeutet, die sich sonst selbst versorgen und für die der Kaffee die einzige Möglichkeit ist, etwas Geld zu erwerben. An Kakao wird im Augenblick gut verdient, und man pflanzt Kakaobäume an. Aber keiner weiß, ob in einigen Jahren, wenn geerntet werden kann, die Preise noch stimmen.

Heute war Sonntag Kantate (singt), und wir haben einen Gottesdienst erlebt, der diesen Namen wirklich verdient. Es waren fünf Chöre da, die sich mit ihren Gesängen und Tänzen ablösten. Einige Gruppen hätten auf jeder deutschen Bühne auftreten können, sie waren einfach Klasse. Man gab einen lebendigen historischen Überblick und sang die Lieder, die in den vergangenen Jahrzehnten gerade „in“ gewesen sind. Besondere Heiterkeit löste eine Gruppe von Oldies aus, geleitet von einem pensionierten Pfarrer, die darstellte, wie 1918 ein deutscher Missionar den Afrikanern das Dirigieren beibrachte. Die typischen Bewegungen haben wir in den sechziger Jahren noch in Isoko erlebt. Es hatte sicher auch schon damals etwas Groteskes an sich, wenn man einem Volk, das den Rhythmus im Blut hat, einen Viervierteltakt in typisch deutscher Manier einzutrichtern versuchte. Ich glaube auch, dass manches von uns den Afrikanern ziemlich lächerlich vorkommt. Sie sind ja begabte Schauspieler, können uns hervorragend imitieren und lachen sich dabei halb tot.

Die Trommel wurde von den alten Missionaren in der Kirche nicht zugelassen. Wahrscheinlich waren ihnen die kultischen Tänze verdächtig, bei der die Trommel eine große Rolle spielte und die Tänzer in Ekstase brachte. Jetzt hat man zu den Wurzeln zurückgefunden, und die Trommel hat auch in der Kirche ihren Platz, es darf Begeisterung gezeigt werden, es wird gelacht und getanzt.

Der Gottesdienst dauerte vier ein halb Stunden. Die Liturgie sprach der Laborant unseres Hospitals, die Predigt hielt eine Frau aus der Gemeinde in der Stammessprache. Der Ortspfarrer war nur Zuhörer, sein aktiver Teil beschränkte sich auf die Vorstellung von uns beiden. Kirche ist hier nicht etwas, wo die Theologen das Sagen haben und die geduldige Gemeinde zu allem Ja und Amen sagt, sondern eine Sache, bei der die Christen (auch die Frauen, in Afrika doch etwas Besonderes) beteiligt sind. Anschließend gab es noch ein Essen beim Gemeindepfarrer, allerdings nicht für mich, „kuna shida materniti“. Ich glaube, dem aufmerksamen Leser meiner Rundbriefe kommt dieser Satz schon irgendwie bekannt vor - Probleme im Kreißsaal. Eine Frau lag mit ihrem sechsten Kind in Wehen. Dem Kind ging es nicht gut, und wir mussten einen Kaiserschnitt durchführen. Es hatte die Nabelschnur um den Hals gewickelt. Das war die Ursache für die schlechten Herztöne. Die Mutter bat darum, bei der Operation die Eileiter zu unterbinden. Sechs Kinder reichen ihnen. - Es hat sich ja doch schon einiges geändert. Vor dreißig Jahren hätten die Väter dem vielleicht beim zehnten Kind erst zugestimmt.

Ein Pfleger im Hospital fiel besonders auf. Anfangs hatte er einen Gipsverband, weil er sich den Arm gebrochen hatte. Er war trotzdem im Dienst, was in Afrika auch nicht das Normale ist. Auch die freundliche Zuwendung zu den Kranken, das Achten auf Sauberkeit auf Station überstieg das sonst hier übliche Maß. Mwakabanje, so heißt der junge Mann, ist ehrenamtlich Leiter einer Gruppe von Christen, die sich „upendo“ (Liebe) nennt. Die Gruppe besteht seit zwei Jahren und kümmert sich ausschließlich

um die sozialen Belange der Menschen dort. Da wird ein Grasdach repariert bei alten Menschen, deren Kinder gestorben sind. Man weiß, wie viele Witwen, wie viele Waisenkinder es gibt und hilft nach Vermögen. Man hat den Kampf gegen Aids aufgenommen und versucht, durch Aufklärung eine Verhaltensänderung zu erzielen. Im Gespräch mit Mwakabanje wurde mir auch klar, wie Aids die sozialen Strukturen der afrikanischen Gesellschaft, die sich seit Jahrhunderten bewährt haben, zerstört. Nicht nur, dass die Alten und die Kinder unversorgt sind, weil eine ganze Generation wegstirbt. Probleme gibt es besonders in den Familien der Nichtchristen, wo Polygamie der Normalzustand ist. Man kann darüber denken wie man will, und ich habe da schon Tragödien erlebt, wo sich z. B. ein fünfzehn jähriges Mädchen das Leben nahm, weil es von seinem Vater als vierte Frau an einen alten Knacker verhöckert wurde. Aber das ist nicht die Regel. Die Polygamie gibt den Frauen, die in dieser Gemeinsamkeit leben, eine gewisse Geborgenheit. Sie verhungern nicht, auch wenn sie aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr für sich sorgen können. Die afrikanische Gesellschaft ist barmherzig. Stirbt ein Mann, dann gehen die Frauen in den „Besitz“ des nächsten Angehörigen über, der sie als seine Frauen aufnimmt. Aber heute sterben viele Männer an Aids, ihre Frauen tragen dann das tödliche Virus in die andere Familie und nach dem Schneeballsystem verbreitet sich die Seuche in der Gesellschaft wie ein Krebsgeschwür.

Ich hätte mich an diesem Montagmorgen gern noch länger mit Mwakabanje unterhalten, aber er musste zum Dienst, und ich wollte zurück nach Matema. Es hatte in den letzten Tagen viel geregnet. Trotzdem war das erste Stück der Strasse, das von den Einwohnern unterhalten wird, in einem relativ guten Zustand. Bei dem Teil, um das sich die Regierung kümmern sollte, hat es uns dann voll erwischt.

In Matema angekommen: Das Hospital überbelegt, dabei sieben Patienten mit Cholera, fünf allein am Vortag aufgenommen, alle aus dem Nachbardorf. - Es könnte noch spannend werden!